



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann zu keinem günstigen Resultate damit kommen. In der Provinz São Paulo dagegen ist man glücklicher gewesen und eine bedeutende Menge für den Verbrauch im Lande wird dort gewonnen.“ —

W o c h e n b e r i c h t .

π **Vom Main.** (Theaterkritik und Schauspielwesen.) Es gibt im allgemeinen und mit seltneren Ausnahmen schwerlich eine unnützer und schädlichere Schriftstellerei, als die sogenannte Theaterkritik, und daß die „Literaten“ sich so zahlreich darauf verlegen, hat nicht am wenigsten zu dem Verrufe beigetragen, worin sie stehen. Solange die Schriftsteller selbst nicht den Willen oder die Macht haben, dieses und anderes abzuändern und die unwürdigen Elemente von sich auszuschneiden oder unschädlich zu machen, solange wird von einem Schriftstellerstande nicht die Rede sein können, da der ordentliche Mann, wenn er auch als Schriftsteller wirkt und thätig ist, sich doch die Ehre verbitten muß, als Mitglied einer, weder nach gemeinsamen Gesetzen, noch durch gemeinsame Sitte regierten Genossenschaft betrachtet zu werden.

In Beziehung auf die Theaterkritik sind die Localblätter noch für einen weit geringern Uebelstand zu halten, als wenn auch politische Zeitungen ihre Spalten dem Localtheaterklatsch öffnen und dadurch diesen selbst und zugleich die damit verbundenen Zwecke fördern. Haben diese Zeitungen gar tägliche belletristische Beiblätter, welche sich Jahr aus Jahr ein mit dem Theater beschäftigen, so gehe ich für diejenigen von ihnen, die ich kenne, eine Wette darauf ein, daß man mir in zehn bis funfzehn aufeinander folgenden Jahrgängen keine einzige Kritik im Schauspiel aufweisen soll, die etwas Anderes, als die ewig wiederkehrenden und mit mehr oder weniger Anmaßung vortragenen Phrasen enthielte, oder aus welcher Schauspieler und Publicum das Geringsste lernen könnten. Etwas Anderes aber als diese Phrasen wird in das Blatt nicht zugelassen, und ihre tägliche Handhabung ist das unverbrüchliche Privilegium des Redacteurs.

Der Schauspieler tritt sehr selten mit den wünschenswerthen Vorkenntnissen in seinen Stand, hat er die herkömmliche Routine erlangt, so hören gewöhnlich seine Fortschritte auf, weil er nicht einmal das Bedürfnis einer gründlichen Bildung fühlt, denn daß er es fühlte, dazu würde schon eine Bildung gehören, die ihm abgeht. Hat er nur ein kleines oder ein schlummerndes Talent, so fehlt ihm die Ermunterung, sich anzustrengen; hat er schöne äußere Mittel, ein angebornes leichtes Talent, welches sich wie von selbst äußert, und Jugend, so überhebt ihn der Beifall, den er findet, jeder weiteren Mühe. Er erlangt bald hohe Gagen und nun ist auch die Theaterkritik in seinem Lobe unermüdet, er selbst vergißt sehr bald, daß er dieses nur der Bezahlung, dem Champagner und der Schmeichelei verdankt, und wenn er endlich den Gipfel seiner Kunsthöhe erstiegen zu haben glaubt und eben anfängt, sich für einen zweiten Devrient oder Seydelmann zu halten, so ist der gebildete Zuschauer bereits des unverbesserlichen Acteurs bis zum Ekel überdrüssig. Ein anderer Schauspieler von einem natürlichen

geraden Sinn und gesunden Gefühl spielt in Stücken, deren Inhalt aus dem Kreise seiner Vorstellung und Erfahrung, aus dem Leben, welches er kennt und begreift, genommen ist, gut, mitunter sehr gut, in poetischen und classischen Stücken dagegen befriedigt er fast nie, weil ihm die Bildung, sie zu verstehen, fehlt, die nur manchen Schauspielerinnen ihr größerer Fleiß und der angeborne und ausgebildete weibliche Takt ersetzt.

Auch durch den Umgang, auf den er sich in der Regel beschränkt und dadurch, daß weder das Lob, noch der Tadel, den er erfährt, mit Belehrung verbunden ist, wird dem Schauspieler seine Ausbildung sehr erschwert. Wendete er sein überflüssiges Geld, statt auf Litteratenlob, auf guten Unterricht, wie er ihn in jeder Stadt, die ein stehendes Theater hat, bekommen kann, suchte er, wie es die Schauspieler ehemals pflegten, frühe Umgang mit unterrichteten und verständigen Theaterfreunden, so würden davon die guten Früchte für ihn selbst, wie für die Bühne nicht lange ausbleiben. Das Publicum, hat schon Schröder gesagt, bildet keinen Schauspieler. Derselbe Schröder gelobte dem älteren Eckhof, den er bewunderte, „er wolle keinen seiner Fehler ungerügt lassen, und forderte ihn auf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Immer hatte er Bleistift und Papier zur Hand, bemerkte jedes Wort, jede Bewegung, jede Unart und trat mit diesem Berichte Eckhof entgegen, so oft dieser die Bühne verließ“ (Schröders Leben von Meyer). Als Seydelmann sich in der Stille zum großen Schauspieler ausbildete, spielte er nie, ohne urtheilsfähige Freunde, darunter einen ältern Kollegen, der noch ein Schüler Schröders gewesen war, über jeden Umstand seines Spieles zu befragen und um die schonungsloseste Kritik zu bitten. Erst als der große Schauspieler in ihm fertig war und er sich der ganzen Nation bekannt machen wollte, leitete er dies durch jene süd- und mitteldeutschen Litteraten ein, die er sammt ihren geistlosen oder geistreichen Phrasen so tief verachtete.

Ich sah kürzlich in einem nahen Theater einige Scenen des Hamlet. Der Darsteller der Titelrolle fand den größten Beifall, ward gerufen etc. Die Scene mit dem Geiste spielte er halb auf der Erde, von seinen Begleitern nicht gestützt, sondern ganz von ihnen gehalten. Beim Erscheinen des Geistes warf er sich ihnen rücklings in die Arme und strich sich nun im Nu mit der linken Hand das Barett vom Kopf, während es von der starken Bewegung des Hauptes oder von dem Griff der Hand in die Stirn herunterfallen, aber nicht heruntergeschlagen werden darf. „Schröder“, erzählt Meyer, „gab überhaupt nicht viel auf zufällige Nebendinge. Als Hamlet fuhr er vor dem Geiste erschrocken zurück. Ob bei dieser Gelegenheit sein Hut herabfiel oder sich nur verrückte, kümmerte ihn so wenig, als den lebenden Hamlet. Ich habe beide Fälle beobachtet und nie gefunden, daß die Erschütterung der Zuschauer von der Erschütterung des Hutes abgehängt hätte.“ Wirft sich freilich beim Erscheinen des Geistes der Darsteller des Hamlet seinen Mitspielenden mit dem ganzen Körper in die Arme, so läßt sich weder Haupt noch Hut erschüttern, und ihm bleibt nichts übrig, als den letztern mit der Hand herunterzuwischen. — In dem Gespräch mit den Schauspielern faßte der fragliche Darsteller denjenigen, zu dem er sprach, an der Hand, die er nicht fahren ließ. Schröder sagt über diese Kleinigkeit, wofür dergleichen Unarten der heutigen Schauspieler gelten: „Feiner ist kein Zusammenspiel möglich, wenn einige

Mitglieder der Bühne eine Sitte annehmen, die in der wirklichen Welt nicht stattfindet. Weder der gesittete Mann, noch der Bauer faßt ein Frauenzimmer immer bei der Hand, noch weniger der Mann den Mann. Diese Gewohnheit kommt von der Verlegenheit, was man mit den Händen anfangen soll, diese Verlegenheit von dem Wahn, daß die Hände immer in Bewegung sein müssen. Beobachtet man, während drei Stunden, eine Gesellschaft von vierundzwanzig Personen, so wird man finden, daß die gegenseitigen Hände nicht so oft berührt werden, als auf dem Theater unter vier Personen in einer halben Stunde zc."

Aber ein einzelner Schauspieler kann nicht für die Mängel einer einzelnen, geschweige der gesammten Bühne verantwortlich gemacht werden. Was ist von dem einzelnen Schauspieler zu erwarten, wenn die wenigsten mehr als auswendig lernen, wenn kaum ordentliche Beseproben stattfinden und jeder zu eitel ist, sich für sein Spiel einer Anweisung und Autorität zu unterwerfen, oder wenn diese Anweisung auch ganz fehlt?

Aus England. Wir wollen für heute von den großen Weltereignissen schweigen und nicht nach den Beschlüssen fragen, welche das Ministerium am 7. in dem Cabinetsrath (dem ersten vollständigen seit dem Beginn der Parlamentsferien) gefaßt hat, sondern ein kleines Geschichtchen aus den Polizeiannalen Englands erzählen. Vor den vorigen Assisen in Gloucester ward ein Mann wegen Schwindel und Betrug verurtheilt, der sich für Sir Richard Smyth von Ashtoncourt, das Haupt einer alten und reichen Familie ausgab. Er wurde als ein gewisser Tom Provis von Warminster identifizirt und demgemäß verurtheilt. Ein solches Resultat zu erlangen, erscheint einem deutschen Polizeimann, der jedes armselige Menschenkind einregistriert, numerirt, daguerreotypirt und unter beständiger Aufsicht hat, als eine Kleinigkeit, ist es aber nicht in England, wo das polizeiliche Anmelden, die Aufenthaltskarten und andere unentbehrliche Säulen der Gesellschaft noch nicht eingeführt sind, und wo es dem Verhörer nicht gestattet ist, durch den sanften Zwang der Strafen wegen hartnäckigen Leugnens den Mangel an eigenem Scharfsinn zu ersetzen, wo es dem Angeklagten freisteht, jede Antwort zu verweigern, und wo es Sache des Gerichts ist, den Beweis der Schuld vollständig herbeizuschaffen. Als der angebliche Sir R. Smyth zuerst auftrat, wußte die Familie, deren Namen und Vermögen er beanspruchte, nicht das Mindeste von ihm; sie wußte weder wer er war, noch was er war, oder wo er herkam; sie war daher ganz wehrlos seinen Zudringlichkeiten ausgesetzt. Erst allmählig erfuhr sie, daß der Prätendent sich für den Sprößling einer heimlichen Ehe ausgab und unter dem Namen Provis erzogen sein wollte. Diese vereinzelte Thatsache war der einzige Anhaltspunkt, den der Polizeiinspector Field, der berühmte Detective oder Entdeckungspolizeier, den die Familie Smyth in ihre Dienste nahm, um den Betrüger zu entlarven, bei dem Beginn seiner Nachforschungen hatte. Es kam vor allen Dingen darauf an, zu erfahren, ob Provis wirklich ein Smyth sei, und wenn dies nicht der Fall sei, wer es war. Field sah alle Adressbücher Englands nach und fand darin eine große Menge Provis; aber England ist ein großes Land, und er wußte anfangs gar nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich gelang es ihm, zu erfahren, daß der angebliche Baronet seine Jugend

in Warminster verlegt haben wollte. Fied machte sich nun nach Warminster auf den Weg, und stellte hier im stillen Nachforschungen an. Die Provis waren verschwunden, aber in einer der Vorstädte lebte eine alte Frau, die irgendwie mit ihnen verwandt war. Als der bekannte und gefürchtete Mr. Fied zu der Alten zu gehen, davon konnte nicht die Rede sein, denn die Frau hätte aus Scheu vor seinem Amte vorsichtige, oder aus Schreck gar keine Antworten gegeben. Es galt, ihr Vertrauen zu gewinnen, um ihre innersten Geheimnisse zu erfahren. Er beschloß daher eine Rolle zu spielen und erschien eines Tages vor ihrer Thür als Patient, den Familienunglück krank gemacht, und der Genesung in der gesunden Luft von Warminster suchte. Die alte Dame klatschte gern und fand großen Gefallen an dem kranken Gaste — er war ein so hübscher, höflicher, anständiger Herr; auch er fand Gefallen an ihr, denn die alte Dame erinnerte ihn so sehr an seine Mutter! Die Ähnlichkeit machte einen solchen Eindruck auf ihn, sagte er, daß er am liebsten bei der Alten wohnen möchte. Diese machte anfangs Einwendungen; sie hatte nie einen Miethsmann gehabt; sie brauchte es nicht; sie glaubte nicht ihm genug bieten zu können, aber wenn er zufrieden sein wollte mit dem, was er finde, so könnte er acht Tage da bleiben. Fied zog zu der Alten, und hatte bald ganz ihre Gunst gewonnen. Er plauderte mit ihr über die Stadtneuigkeiten, erzählte ihr drollige Geschichten und gewann ihr Herz ganz, als er, wie er für die Nacht Abschied nahm, gestand, er habe sich seit Jahren nicht so gemüthlich befunden. Natürlich war die Alte neugierig, zu erfahren, wer und was ihr Miethsmann sei, und er erzählte es ihr ohne allen Anstand. Er hatte Unglück in seiner Familie gehabt, die ihm das Leben verbittert hatte und schuld an seinem gegenwärtigen leidenden Zustand war, sagte er ihr. Ach, sie konnte für ihn fühlen; sie hatte selbst Familienunglück gehabt. „Einer von unsrer Familie“, rief sie aus, „ist der größte Schelm, den es auf der Welt gibt.“ Diese Aeußerung mußte Fied gleich weiter ausbeuten. Er zeigte großen Appetit nach Thee, holte aus seinem Zimmer ein halbes Pfund des besten Gunpowder, den er als vorsichtiger Mann aus London mitgebracht, bat sie, ihm Thee zu bereiten, und hoffte, sie werde mittrinken. Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und mit den Theeblättern öffnete sich das Herz der Alten; es that ihr wohl, ihre Leiden einem zu erzählen, der selbst soviel ausgestanden hatte. „Dieser Schuft“, sagte sie, „hat seinen Vater halb zu Grunde gerichtet, seinen Verwandten Schande gemacht, einen falschen Namen angenommen, und beständig schlechte Streiche gemacht.“ Der kranke Gast, der Genesung in der Luft von Wiltshire suchte, bekam jetzt plötzlich Bauchweh; er litt oft an demselben, und führte daher immer ein Fläschchen Gin bei sich. Ob sie so gut sein wollte, Wasser heiß zu machen? Ob sie das stärkende Getränk für ihn mischen wollte? Ob sie ein Tröpfchen zur Gesellschaft mittrinken wollte, wie es seine Mutter gethan? Der Grog blieb natürlich nicht ohne seine Wirkung, und wie die Gesprächigkeit der Alten zunahm, wurde Tom Provis ein immer größerer Lump. Was, sie hatte gehört, daß er wegen Pferdediebstahl gefesselt hatte. Er hatte auch die Tante eines gewissen Ingram geheirathet, und sich sehr schlecht gegen sie benommen; aber wer Ingram war, und wo er wohnte, davon hatte sie keine Ahnung. Auf diese Weise schwatzte die Alte fort, bis es zehn Uhr schlug, und sie mit manchem „Mein Gott, wie spät!“ zu Bett ging. Am nächsten Morgen empfing Fied

Briefe, die ihn abriefen, und mit Bedauern schied er von Warminster, dessen gesunde Luft er nur wenige Tage hatte genießen können. Es galt jetzt, Ingram aufzufinden. Field begab sich nach London und ließ von mehreren Personen die Ingrams in der Hauptstadt und in der Provinz auskundschaften, aber anfangs ohne Erfolg. Nun kehrte er nach Warminster zurück, hörte dort, daß Ingram etwas bei einem Gefängniß in Somerset sein müßte; er eilte nach Taunton, hörte hier, daß ein Ingram beim Grafschaftsgefängniß in Bath angestellt war, und fand in diesem den Mann, den er suchte. Von Ingram erfuhr er viel mehr von Tom Provis, und Bath wurde jetzt der Mittelpunkt seiner Operationen. Während Field hier seine Nachforschungen fortsetzte, suchte Ingram eine Gelegenheit, Sir Richard, der damals bei Clifton wohnte, zu sehen; es fand eine gegenseitige Erkennungs-scene statt, und Ingram erhielt von dem Baronet eine Einladung zum Thee. Einige Tage später aber kam Sir Richard zu Ingram mit der Bitte, von ihm nichts zu erzählen, im Fall man sich nach ihm erkundigen sollte. Mittlerweile hatte Field herausbekommen, daß Provis im Beisein von Ingrams Vater in der St. Michaelskirche unter seinem eignen Namen getraut worden, und daß er eine Schule gehabt. Er suchte nun andere Personen auf, die Provis gekannt haben, und entdeckte einen Schullehrer, einen Schüler und einige andere Personen, die schöne Geschichten von dem angeblichen Baronet erzählten. Im Jahr 1843 war Provis wegen eines unennbaren Attentats auf einen seiner Schüler angeklagt worden, und der Untersuchungsrichter hatte ihn gegen Bürgschaft vor die Assisen verwiesen; Provis hatte sich aber aus dem Staube gemacht, und seine Bürgen bezahlen lassen. Beweise wurden sofort für diese Geschichten gesucht, und fanden sich unter den Acten in der Richterstube in der Guildhall vor, wo sie seit 40 Jahren unter dem Staube begraben lagen. Jetzt hatte Field genug entdeckt, denn gegen eine solche Kette von Beweisen konnte Sir R. Smyths Erzählung von seiner Erziehung unter falschem Namen, seinen langen Aufenthalt auf dem Continent u. s. w. natürlich nicht Stich halten. Der Betrüger wurde mit Glanz entlarvt und sitzt jetzt im Correctionshaus. Bei der Verhandlung der Assisen kam noch etwas vor, was den großen Nutzen der ausgedehntesten Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen klar zeigt. Zwei Hauptstützen der Fabel des falschen Baronets waren ein altes Familieniegel und eine Familienbibel, die in seinem Besitz waren, und deren Echtheit die Familie selbst nicht anzuzweifeln wagte. Diese waren aber am ersten Tage der Verhandlungen vorgekommen, und am zweiten Tage erschienen der Graveur, der das Siegel auf Provis Bestellung angefertigt, und der Antiquar, bei dem er die Bibel gekauft, freiwillig vor Gericht. Sie waren beide durch die Mittheilung des Processes in den Zeitungen aufmerksam geworden, denen man auf diese Weise zwei der wichtigsten Glieder in der Kette der Beweisführung verdankte.

Wer Dickens neuen Roman *Bleakhouse* gelesen hat, wird eine Familienähnlichkeit mit Field in dem Inspector Bucket entdecken, der eine so wichtige Rolle in der tragischen Entwicklung der Geschichte spielt. Und in der That hat diesem gelungenen Charakterbild Field als Vorbild gedient, dessen merkwürdige Lebensgeschichte, wie wir vernehmen, gegenwärtig Dickens schreibt.

Aus Konstantinopel den 26. September. Die Lage ist ernst, vielleicht

Grenzboten. IV. 1853.

20

ernster als jemals, darüber täuscht sich hier niemand. Kein Wunder, wenn die hiesige Diplomatie seit acht Tagen, denn am 18. d. Mts. (Sonntag Abends) langte hier die erste Kunde von der Annahme-Verweigerung Rußlands an, sich in aufgeregtester Stimmung befindet. Täglich wechseln Conferenzen der Gesandten der Großmächte untereinander mit Unterredungen, die sie mit dem auswärtigen Minister — Reschid-Pascha — haben, ab. Man sieht sich kaum noch anders, als in Geschäften. Und dennoch hatten soeben erst jene kleinen, aber glänzenden Abendgesellschaften begonnen, mit denen die Saison von Büjükdere zu schließen pflegt. Die letzte dieser geselligen Zusammenkünfte war am Mittwoch beim preussischen Gesandten in dessen Landwohnung zu Arnaut-Köje.

Fragen Sie mich, was man in dieser neuesten Wendung der Dinge zu erkennen hat, so ist meine Antwort: nichts Anderes, als einen eclatanten Sieg der russischen Politik. Das Ganze sieht wie ein diplomatischer Fechterstreich aus, aber wohl verstanden: wie ein äußerst geschickter. Man hatte wol nicht ohne Absicht die Herren Risseloff und Mayendorff, den einen zu Paris, den andern zu Wien, auf die allerargloseste Weise behaupten lassen, der Zar sei, ihres Wissens, mit seinen Anforderungen nie weiter gegangen, als die modificirte Note der Pforte ihrerseits garantirt; es werde darum — das sei kaum zweifelhaft — dieselbe ohne weiteres annehmen und der Streit damit ausgeglichen sein. Ganz in demselben Sinne scheint ein Brief geschrieben zu sein, den Herr von Bruck vor vierzehn Tagen vom russischen Botschafter in Wien empfing, und der von den letzten Tagen des August datirt ist. Herr von Mayendorff trieb seine Maßnahmen zur absichtlichen Täuschung, aber noch weiter, indem er unter dem 31. August an den Obergeneral der russischen Armee, Fürsten Gortschokoff zu Bukarest einen für die Annahme der türkischen Modificationen zu St. Petersburg günstig lautenden Brief schrieb, den der Fürst — wol auf besondere Anweisung — nicht zauderte, den daselbst residirenden Generalconsuln der Großmächte zu communiciren. Während infolge dessen alle hiesigen Diplomaten des Vertrauens zu Rußland und der Hoffnung auf eine nahe Befestigung des Friedens voll waren, erwies sich die Pforte allein mißtrauisch und setzte ungenirt von dem Gerede um sie her, von steigenden Börsencoursen und anderen Vapallien ihre Rüstungen fort. Sie nahm den Aufruf zur Aushebung von 30,000 Mann neuer Redif (den sie am 16. v. Mts. erlassen), nicht zurück, ließ 13,400 Mann Egyptianer nach Warna einschiffen und dirigitirte anderweitige 10,000 Mann nach dem Lager von Schumla. Das waren, wie sich nunmehr herausgestellt und klar erwiesen hat, gerechte Vorsichtsmaßregeln. Ueberhaupt kann man nicht in Abrede stellen, daß die Pforte in der gegenwärtigen Situation eine Umsicht und Energie an den Tag legt, die in dem Maße niemand ihr zuvor zuge-
traut hatte. Es war während einer lange Reihe von Jahren gleichsam als Axiom der östlichen Politik angesehen, daß der Divan ein Slave Rußlands oder Englands sei und der Zar den besseren Theil erwähle, wenn er, anstatt unter Blutvergießen seine Doppeladler an den Bosphorus tragen zu lassen, den „türkischen Schattenfürsten“ dort dulde und ihm durch einen Bukoniew oder Titoff (!) seine Befehle vorschreiben ließe — aber siehe da, eben dieser „Schattenfürst“ ist jetzt selbstständig genug, um gewisse Anforderungen Rußlands mit Entschiedenheit zurückzuweisen, ja selbst im Widerspruch mit den Großmächten, die zu einer Nachgiebigkeit gerathen, welche Kaiser Nikolaus

acceptirt haben würde. Auch war es stehende Redensart geworden, daß die Pforte nicht im Stande sei, einen Heereskörper von 50,000 Mann zu concentriren — gegenwärtig indes hat sie in der Bulgarei allein über 100,000 Mann beisammen. Endlich hielt man den Enthufiasmus für den alten Glauben erkorben und er sieht nichts desto weniger im Begriff, wiederum in hohen Flammen aufzuschlagen.

Wenn man sich in diesen Punkten ohne Ausnahme täuschte, wird man sich auch in Hinsicht auf den etwaigen Ausgang eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei täuschen können. Letztere ist noch nicht so schwach, ersteres nicht so übermächtig, als daß ein solcher Kampf das russische Heer nothwendig nach Stambul führen müßte. Mein Urtheil kommt dabei an und für sich wenig in Betracht, und ich würde es zurückhalten, wenn mein mehrjähriger Aufenthalt hier selbst und meine Beobachtungen, die ich über die osmanische Armee anzustellen Gelegenheit hatte, mir nicht einige Berechtigung gäben, es auszusprechen. Diese Armee ist nicht für den Krieg im offenen Felde, und wo die großen Mandvres die Entscheidung geben, überhaupt nicht zu größeren taktischen Evolutionen geeignet; ohne einen Feldherrn, der sich im Massenkampfe erprobt, ohne Unterbefehlshaber, die auch nur die Fähigkeit besäßen, einen taktischen Gedanken zu erfassen, geschweige denn zweckentsprechend auszuführen, ohne Subalterne, durch welche die Ordnung innerhalb der Truppenkörper selber garantirt wäre, darf kein Heer an Erfolge in der freien Ebene denken. Bei einer anderen Gelegenheit sprach ich es bereits aus, daß die türkische Armee den Versuch, den Russen eine rangirte Schlacht zu liefern, mit ihrer Zerspaltung würde büßen müssen, und daß nur die Beigabe fremder Truppen, ein starkes Mischungsverhältniß mit französischer oder besser noch englischer Infanterie, sie davor bewahren werde. Allein ganz andere und durchaus günstige Aussichten eröffnen sich für den Fall, wenn das osmanische Heer Position im starken vertheidigungsfähigen Berglande, also am Nordfuße des Balkans, bei Schumla, Warna oder vor den Rissen der Bergkette selber nimmt. Alles kommt darum darauf an, daß Dmer Pascha, in dessen Händen, unumschränkt wie seit Bonapartes Zeiten vielleicht in denen keines anderen Generals, der Oberbefehl über die türkische Waffenmacht ruht, diese Wahrheit erkennt. Es ist ein tüchtiger, mit manchen Talenten ausgerüsteter Kopf und dabei ein Mann von Charakter, von unbeugsamer und stahlfester Willenskraft. Allein die richtige Einsicht und das Vermögen, andere zum Gehorsam zu bestimmen, was so wichtig in einem Falle sein würde, wo es darauf ankäme, den ins Feld verlangenden türkischen Ungestüm zu bändigen und in einer abwartenden Stellung festzuhalten wird bei ihm durch Eitelkeit und Ehrgeiz, durch eine stark vortretende egoistische Ruhmsucht überboten. Er wäre fähig, so beurtheile ich ihn auf Grund persönlicher Bekanntschaft, in einem Moment, wo die Leidenschaft ihn übermannt, das Geschick des Krieges auf einen einzigen Wurf zu setzen und es den Russen anheim zu stellen, ein siegreiches Auserzögern auch in ihre Annalen einzutragen.

Vorgestern hatte der Großherr, was nur selten zu geschehen pflegt, den Ministerrath ins Palais von Tischeraghan berufen, wo er selber einer dreistündigen Sitzung (von etwas vor 9 Uhr bis gegen 12 Uhr Vormittags) präsidirte. Bald darauf begab er sich nach seinem Kiosk (sprich Käscht) bei den süßen Gewässern. Wie es scheint, hat er dort die Nacht zugebracht. Der Harem folgt ihm in solchen Fällen nicht nach.

Gestern Abend sah ich ihn mit großem Gefolge nach Tscheraghan zurückreiten. Er hing ganz matt und schlaff, so schien es mindestens, auf dem arabischen Apfelschimmel. Wo der Weg von dem Plateau, auf welchem der Reitplatz von Pera liegt, sich nach dem kaiserlichen Palais niedersenkt, stieg der Monarch vom Pferde und nahm in einer zweispännigen Galacquipage Platz, die seiner dort wartete. Die Zügel führte er selbst. Je zwei Diener gingen rechts und links vom Wagenschlage. Während des Absteigens befand sich das gesammte Gefolge ebenfalls zu Fuß, die Zügel in der Hand. Sie stiegen erst wieder auf, als die Carrosse den Berg hinunterrollte.

Man redet hier viel von einer Conferenz, welche am vergangenen Freitag (den 22. d. Mts.) zwischen den Vertretern Frankreichs, Preußens und Oestreichs, wenn ich nicht irre im Gesandtschaftsgebäude der letzteren Macht, stattfand. Die Aufforderung dazu scheint von Herrn v. Bruck, dem kaiserl. königl. Internuntius, ausgegangen zu sein. Ob dieser den britischen Gesandten, Lord Stratford, absichtlich ausgeschlossen oder letzterer die Einladung nicht angenommen hat, darüber vermochte ich nichts Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen. Nur soviel ist gewiß, daß Herr v. Bruck an demselben Tage, und zwar ehe die besagte Conferenz stattfand, einen Courier aus Wien mit Depeschen vom 17/18. September Nachts empfing. Dabei kann ich nicht umhin, Sie wiederholentlich auf die Bedeutung Wiens als Hauptdurchgangspunkt für die Verbindung Westeuropas mit dem Orient und insbesondere mit der hiesigen Capitale aufmerksam zu machen. Diese Bedeutung ist eine stetig zunehmende, seitdem auf der Donau Schnellfahrten in Gang gebracht worden sind, und der elektrische Telegraph bis Semlin in Wirksamkeit getreten ist. Letzterem hat man es zu verdanken, wenn man am vergangenen Sonntag vor acht Tagen (am 18. d. Mts.) Wiener Depeschen vom 13., am 21. dergleichen vom 16. in Stambul empfangen konnte.

Bildende Kunst. — Das höchst werthvolle Antiken- und Curiositäten cabinet von Peter Leven in Köln ist am 4. October versteigert worden. —

Das Kunstblatt bespricht ein neues Unternehmen: „Die Geschichte des deutschen Volks in 15 großen Bildern dargestellt von K. H. Hermann aus Dresden. Mit erläuterndem Text von R. Foss, nebst Vorwort von Dr. J. Stahl. Gotha, Berthes“, zwar lobend, aber doch so, daß man daraus sieht, die Massenhaftigkeit der Intentionen, die neumodische Christianisirung der Form und die symbolisch-allegorische Behandlung stimmen nicht recht mit dem überein, was man als eigentlichen Sinn der bildenden Kunst zu betrachten gewohnt ist. Der Künstler ging nicht darauf aus, einzelne ergreifende Momente mit dramatischer Vollgewalt und im Fleisch und Blut geschichtlicher Realität hervorzuheben und die Seele des Beschauers sympathisch hinzureißen. Er dachte an die Zeiten, wo die Kunst sich gütig herbeileiß, kindlichen Geschlechtern Belehrung zu gewähren, und in diesem Sinn entwarf er in seiner Bilderschrift einen Commentar zur Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk.“ Diese „Güte“ der Kunst scheint doch für unsere Zeit nicht mehr recht zu passen. —

Musik. — Da das Programm des großen Musikfestes zu Karlsruhe (3. u. 5. October) charakteristisch für die Schule der Zukunftsmusik ist, so theilen wir dasselbe

hier mit. Außer der neunten Sinfonie von Beethoven, welche die Schule bekanntlich als den Ausgangspunkt der modernen Musik betrachtet, u. z. welche in keinem dieser Tendenzconcerte fehlt, einem Violinconcert desselben Meisters und einigen Soli für Gesang und Clavier, die nicht näher bezeichnet sind, enthält das Programm: von Wagner die Ouvertüre zum Tannhäuser und das Finale aus dem zweiten Act des Lohengrin; von Liszt einen Festgesang für Männerstimmen; von Berlioz den 1., 2. und 3. Theil der Sinfonie zu Romeo und Julie; von Meyerbeer die Ouvertüre zum Struensee, und von Mendelssohn das Finale aus Loreley und von Schumann die Harald-Ouvertüre. —

Von dem „Wohlbekanntem“ ist das vierte Heft der „fliegenden Blätter für Musik“ erschienen (Leipzig, Baumgärtner). Es enthält unter anderm eine Apologie für den gesprochenen Dialog in der Oper, worin wir ihm wenigstens theilweise beipflichten, eine Auseinandersetzung, daß Ottavio kein so verlornen Posten im Don Juan ist, als man seit Hoffmann angenommen hat — jedenfalls ist man darin zu weit gegangen — und eine Analyse Glucks, in der wir zu unserm Besten eine ziemlich weitgehende Anerkennung Wagners finden, von der wir wenigstens wünschten, daß sie näher motivirt wäre, d. h. daß man genauer erfähre, was der Wohlbekannte an ihm billigt und was er mißbilligt. —

Im zweiten Gewandhausconcerte spielte das Orchester die Ouvertüre zum Sommertraum von Mendelssohn-Bartholdy und die dritte Sinfonie (Es dur) in fünf Sätzen von Robert Schumann. Fräulein Ney sang abermals und zwar eine Aria di chiesa von Stradella, die große Scene und Arie der Kunigunde aus Spohrs Faust und drei Lieder mit Pianofortebegleitung von Franz Schubert. Als besonders gelungene Leistung seitens der Sängerin ist die Spohrsche Arie hervorzuheben; richtiger musikalischer Vortrag und vollständiges Durchdringen des Textes gingen Hand in Hand und erzeugten so ein abgerundetes Ganzes, wie es nur selten gehört wird. Fräulein Ney besitzt eine Kunst des Gesanges, die den strengsten Anforderungen Genüge zu leisten vermag. Ihr Ton bildet sich auf die natürlichste, freieste Weise, darum konnte er sich auch zu dieser schönen, sinnlichen Kraft ausweiten und es liegt zu gleicher Zeit in dieser einfachen, vernünftigen Tonerzeugung die sicherste Garantie für eine lange Dauer dieser Stimme. Der Concertmeister Raimund Dreyschock spielte zuerst Moliques Violinconcert in A dur und sodann das Andante (F dur) für Violine von L. van Beethoven mit großer Fertigkeit und unter großem Beifall. —

Theater. — Die beiden hervorragenden Stücke der Saison scheinen „Philipp und Beres“ von Gukow und „Machiavelli“ von Elise Schmidt (Dichterin von „Ischarioth“ und „Genius und Gesellschaft“) zu werden, das erste von München und Dresden, das zweite von Berlin aus. — Otto Noquette, der Dichter des „Waldmeister“, hat ein fünfactiges Schauspiel, „das Reich der Träume“ geschrieben. —

Also die Rachel siedelt sich nach St. Petersburg über! Ob sie dort nichts weiter sucht, als Erhöhung ihrer Einnahme? —

Der erste Theil des „Deutschen Bühnenwesens“ vom Director Franz v. Solbein ist soeben erschienen. —

Zur Shakespeare-Literatur. — Shakespeares Romeo und Julie im englischen nach den besten Quellen berichtigten Text. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von Dr. Hermann Ulrici. (Halle, Pfeffer.) — Diese Schrift erscheint als erstes Bändchen einer Gesamtausgabe, die der Verfasser veranstalten wird, sobald sich im Publicum die hinreichende Theilnahme dafür finden wird. „Schon längst“, sagt er in der Vorrede, „habe ich mich gewundert, daß trotz der Verehrung Shakespeares und des allgemein verbreiteten Studiums der englischen Sprache doch bisher noch keine Ausgabe seiner Werke erschienen ist, die dem deutschen Leser gewidmet und zur Befriedigung seiner besondern Bedürfnisse bestimmt wäre. Die englischen Ausgaben sind theils sehr theuer, theils sehr unbequem, theils endlich gewähren sie nicht, was der deutsche Leser grade braucht. Denn nicht nur wiederholen sie meist bei jeder einzelnen zu erläuternden Stelle die ganze Reihe von verschiedenen Meinungen, die seit Rowe und Theobald über sie vorgebracht wurden, so daß man sich durch eine Masse leeren Strohs hindurcharbeiten muß, um das Körnlein Wahrheit zu finden, das darunter verborgen ist, sondern sie lassen auch viele Stellen, die dem deutschen Leser ihrem Inhalt oder Ausdruck nach Schwierigkeiten darbieten, gänzlich unberücksichtigt, sei es, weil die englischen Herausgeber, die meist dem Gedanken des Dichters nicht tiefer nachgehen, die Schwierigkeiten gar nicht merken, oder weil sie dieselben für den englischen Leser nicht als Schwierigkeiten erachteten, oder endlich weil sie sie nicht zu lösen wußten. . . . Aber auch hinsichtlich der Kritik des Textes lassen die englischen Ausgaben manches zu wünschen übrig, manches wenigstens, was die deutsche Wissenschaft der Kritik, deren höhere Bildungsstufe die Engländer selbst bereitwillig anerkennen, zu fordern gewohnt ist.“ — Herr Professor Ulrici, dessen langjährige und eindringende Studien über Shakespeare allgemein bekannt sind, hat sich seit mehren Jahren mit den Vorbereitungen zu einer Ausgabe beschäftigt, und der bekannte Fund Colliers hat ihn bestimmt, damit jetzt heranzutreten. Er urtheilt von dem alten Corrector, „daß er nicht nach eigentlich authentischen Quellen, sondern nur nach den Aufführungen der Stücke, denen er beizuwohnen vermochte, corrigirt hat, und daß er, wo ihn diese Beihilfe, was der Natur der Sache nach häufig eintreten mußte, im Stiche ließ, nach subjectiven Gründen mit bloßen Conjecturen nachhalf“ —; ein Urtheil, dem wol die Mehrzahl der Kritiker beipflichten werden. — Was nun die Anmerkungen betrifft, so müssen wir erklären, daß Auswahl und Ausdehnung derselben im Verhältniß zu den Bedürfnissen des deutschen Publicums allen Anforderungen entsprechen. Herr Ulrici führt den Leser soweit in die kritischen Studien ein, als es für das richtige Verständniß des Dichters nothwendig ist, er verschont ihn aber mit allem kritischen Apparat. In einer kurzen, aber vollkommen ausreichenden Einleitung gibt er die Quellen, die frühern Ausgaben u. s. w. an. Was das kritische Urtheil betrifft, so pflichten wir in den meisten Punkten dem Herausgeber bei; wir glauben wol, daß in manchen Stellen andere Kritiker zu einem andern Resultat kommen werden, aber wir werden durch diese Ausgabe wenigstens in den Stand gesetzt, uns eine eigne Ansicht zu bilden, denn das Material wird uns, soweit es für diesen Zweck nothwendig ist, vollständig mitgetheilt. Wenn die Ausarbeitung der folgenden Theile in demselben Sinn fortgeht, so glauben wir dadurch die beste Shakespeare-Ausgabe für Deutschland gewonnen zu haben. — In derselben Rich-

mantik hineingemischt, daß das Gepräge der Wahrheit schwindet. Daß ein vollkommenung führen wir an: den „Ergänzungsband zu allen englischen Ausgaben und zur Schlegel-Tieckschen Uebersetzung von Shakespeares dramatischen Werken. Enthaltend die von J. Payne Collier in einem alten Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 gefundenen und herausgegebenen handschriftlichen Bemerkungen und Textveränderungen, in übersichtlich vergleichender Zusammenstellung bearbeitet und übersezt von Dr. Julius Frese. — Berlin, Franz Duncker. — „Mit der 3. Lieferung ist nun dieses Werk vollendet. Der Verfasser stellt in der Vorrede die leitenden Gesichtspunkte zusammen; er ist kein unbedingter Anhänger der Collierschen Verbesserungen, aber er verkennt nicht die große Wichtigkeit seiner Entdeckung. Seine Polemik gegen Delius scheint uns sehr richtig, namentlich hebt er den Punkt hervor, den wir auch besprochen haben: 329 Verbesserungen jener alten Handschrift stimmen mit dem überein, was die Kritik seit Jahrhunderten entdeckt hat. Da nun erwiesen ist, daß jene handschriftlichen Verbesserungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts herühren, so ist das wol der sicherste Beweis, daß der alte Corrector sehr gute Quellen gehabt haben muß, und die sorgfältigste Beachtung verdient. —

Die Shakespeareliteratur wächst zusehend. Indem wir das Obige niederschreiben, kommt uns eine neue Sammlung zu Händen: „Sammlung englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, herausgegeben von Ludwig Herrig. Berlin, Enslin.“ — Die bis jetzt erschienenen Bändchen enthalten Shakespeares Macbeth von L. Herrig, Romeo von Henssi, Othello von Sievers und Browns Marino Falieri von Brockerhoff. Da es sich glücklich trifft, daß auch ein Romeo darunter ist, so wird uns das zu Vergleichen mit der Urlichschen Ausgabe Veranlassung geben. —

Neue englische Literatur. — Von John Laase ist eine Geschichte des Johanniterordens in 4 Bd. erschienen. — Jared Sparks hat eine Correspondenz der amerikanischen Revolution in 4 Bd. nach Originalmanuskripten gesammelt: enthaltend die Briefe bedeutender Männer an General Washington von der Zeit seines ersten Commando bis zum Ende seiner Präsidentsur. — Eine Dame, Selina Bunbury, hat Schilderungen aus dem schwedischen Leben, mit Abstechern nach Norwegen und Dänemark, herausgegeben. — Von Tyrone Power sind Erinnerungen an einen dreijährigen Aufenthalt in China erschienen, mit Wanderungen nach Spanien, Marokko, Egypten, Indien und Australien. — Ueber die Türken erschienen eine Reihe von Monographien, darunter zwei hervorragende von G. Crowe und Bayle St. John. — Oberst Churchill hat seinen zehnjährigen Aufenthalt am Libanon (3 Bde.) beschrieben, mit einer ausführlichen Darlegung der Religion der Drusen. — Savonarola hat an dem Pfarrer Madden einen neuen, begeisterten Biographen gefunden. —

Neue Novellen. — Der Irre von St. James. Aus dem Reisetagebuch eines Arztes. Vom Verfasser des Inselkönigs (Philipp Galen). 4 Bd. Leipzig, Kollmann. — Wirkliche Beobachtungen eines Arztes in einer Irrenanstalt würden zwar kein sehr ästhetisches, aber doch ein lebhaftes psychologisches Interesse haben. Einzelne praktische Beobachtungen scheinen hier in der That vorzuliegen, aber es ist soviel No-

gesunder und sogar geistreicher Mensch 4 Jahre — schreibe vier Jahre! hindurch in einer gut organisirten, von drei tüchtigen Aerzten geleiteten und dem Publicum zugänglichen Irrenanstalt für wahnsinnig gehalten werden kann, ganz bona fide, das ist absolut unmöglich. Und in dem Gefühl dieser Unmöglichkeit gehn auch die zum Theil nicht uninteressanten Beobachtungen für uns verloren. —

Von der neuen Gesamtausgabe der Werke Andersens (Leipzig, Voigt) ist so eben der 3. und 4. Band erschienen. Sie enthalten den Roman „Nur ein Geiger“, jene liebenswürdige Darstellung des dänischen Lebens, die Andersen nächst seinen Märchen am meisten in seiner Heimat populär gemacht hat, und „Des Dichters Bazar“, Reisebilder aus Deutschland, Italien, Griechenland und dem Orient. Bei allen Fehlern, die man Andersen mit Recht vorwerfen kann, hat er doch eine Eigenschaft, die ihn uns Deutschen immer werth machen wird, eine Eigenschaft, die wir gern für uns in Anspruch nehmen, die wir aber bei unsern Schriftstellern nur sehr selten antreffen: die Gemüthlichkeit. Und da kann man etwas übertriebene Selbstgefälligkeit schon hingehn lassen, um so mehr, da sie seine Freude an den Gegenständen und ein gutes, gesundes Auge nicht beeinträchtigt. —

Der Schalksknecht. Eine Berliner Stadtgeschichte von Friedrich Ebeling. 2 Bände. Leipzig, Neffeburger. —

Seitdem Hebbel, Gutzkow und andere „kraft der Laute, die sie rühmlich schlagen“, ihr souveränes Mißfallen über den frechen und unehrerbietigen Tadel der Kritik ausgesprochen haben, tritt ein Göttersohn nach dem andern auf, um die Ungläubigen, die ihn nicht anbeten, in ihr Nichts zurückzuschleudern. Als ein solcher Göttersohn steht uns in der Vorrede auch Hr. Ebeling gegenüber. Wir erinnern uns, daß dieser Herr einmal ein Büchlein geschrieben hat, in welchem er die schmutzige Wäsche der literarischen Persönlichkeiten öffentlich ausstellte. Wir erlaubten uns, das zu mißbilligen, weil wir nicht glaubten, daß unsere Atmosphäre durch solche Ausstellungen verbessert würde. Wir hatten nicht die entfernteste Ahnung davon, daß wir es mit einem „Dichter“ zu thun hatten; sonst hätten wir uns jedenfalls ehrerbietiger ausgedrückt, gewarnt wie wir es waren, „die Göttlichen nicht zu schmähen!“ In Deutschland wird man bekanntlich dadurch ein Dichter, daß man erklärt, man sei ein Dichter, und so sagen wir denn auch zu Hrn. Ebeling, wie die Spartaner zu Alexander: weil er ein Gott sein will, so sei er ein Gott! — Nachdem wir so unser Gewissen befriedigt und unsere Ehrerbietung im allgemeinen an den Tag gelegt, bemerken wir über die vorliegende „Berliner Stadtgeschichte“, daß sie in das Genre von Max Ring fällt, daß aber der Stil weniger gebildet ist, die erzählten Geschichten unwahrscheinlicher und die auftretenden Personen widerlicher sind. Indessen begegnet man doch einzelnen treffenden Bemerkungen, z. B. S. 33: „Man sehe nicht hochmüthig oder verächtlich auf die, welche fort und fort Schulden contrahiren. Unsere moderne Verftittigung bietet verzweifelte Lagen, die in gewissen Lebensstellungen nur mittelst Anhäufung von negativem Vermögen überwunden werden können.“ —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. E. Elbert** in Leipzig.